



Ist das sprichwörtliche Glas nun halb leer oder halb voll? Zugegeben: Eine so formulierte Frage könnte unpassend klingen bei einem Thema wie dem Gebrauch legaler und illegaler Drogen. Sie mag aber auch hier gestattet sein, wenn ein und derselbe Sachverhalt in verschiedene Richtungen interpretiert wird: „Schüler nehmen zu viele Drogen“ lautet die eine Deutung, „Ein Lob der braven Jugend“ die andere. Berichte mit entsprechenden Überschriften erschienen Mitte August nach einer Pressekonferenz im Presse- und Informationsamt der Stadt Frankfurt. Bei dem Medientermin ging es um die Ergebnisse einer Studie zum Konsumverhalten Frankfurter Jugendlicher: Wie viel, wie oft und ab welchem Alter rauchen oder trinken sie? Wie steht's mit illegalen Drogen? Was kann die Gesellschaft daraus lernen und sollte die Politik tun?

Für die breit angelegte und bundesweit einmalige Untersuchung wurden 1500 Schülerinnen und Schüler im Alter von 15 bis 18 Jahren befragt. Diese Art repräsentativer Datenerhebung gibt es bereits im zehnten Jahr nacheinander. Und so konnte die Frankfurter Gesundheitsdezernentin Rosemarie Heilig, in deren Ressort Drogenpolitik und -prävention fällt, bei der Pressekonferenz nicht nur auf aktuelle Ergebnisse Bezug nehmen, sondern ebenso auf die Entwicklungen eines gut erforschten längeren Zeitraums. Das Resümee der Stadträtin: Man kann nicht davon sprechen, dass die Jugendlichen in immer jüngeren Jahren anfangen zu trinken, und sie trinken auch nicht – entgegen landläufiger Meinung – mehr als noch vor einer Dekade. Ganz im Gegenteil: Der Alkoholkonsum ist zurückgegangen und das Einstiegsalter gestiegen.

Gleiches gilt für den Tabak, wobei der aus gesundheitspolitischer Sicht positive Abwärtstrend noch deutlicher ausfällt: Seit der ersten Erhebung im Jahr 2002 rauchen die Jugendlichen signifikant weniger – und auch hier fangen sie, wenn überhaupt, erst später damit an. Der Konsum von Cannabis und „harten Drogen“ ist ebenfalls zurückgegangen und stagniert seit einigen Jahren auf relativ niedrigem Niveau. Mindestens ein Ergebnis der aktuellen Studie gibt allerdings Anlass zur Sorge. Rund ein Fünftel der befragten Jugendlichen konsumieren legale oder illegale Drogen in einer Menge oder auf eine Weise, die von Experten als riskant eingestuft wird. Darüber, dass dies eine relativ hohe Zahl sei, verbunden mit einer großen Herausforderung an Politik und Gesellschaft, waren sich Rosemarie Heilig und die Leiterin des Drogenreferats, Regina Ernst, einig. Gleichwohl – und auch das betonten die Fachfrauen vor den Medienvertretern: Die Zahlen des riskanten oder intensiven Konsums sind über die Jahre hinweg nicht gestiegen, sondern konstant geblieben oder sogar etwas gesunken.

Ist das Glas nun halb voll und die Jugend mithin „brav“ geworden? Die Studie, die zu unterschiedlichen Auslegungen Anlass geben kann, wird seit zehn Jahren durch das Frankfurter Drogenreferat gefördert und vom Centre for Drug Research (CDR) durchgeführt. Das CDR ist im Jahr 2001 als Forschungsstelle für sozialwissenschaftliche Drogenforschung an der Goethe-Universität ins Leben gerufen worden (s. Kasten). Die Studie selbst heißt MoSyD



Glas halb voll oder halb leer?
In welche Richtung entwickelt sich der jugendliche Drogenkonsum?

Foto: Ullstein

Prävention und Pragmatismus

Das Centre for Drug Research an der Goethe-Universität und das Frankfurter Drogenreferat arbeiten seit zehn Jahren bundesweit richtungsweisend zusammen

– das steht für Monitoring-System Drogen-trends. „Die Idee zu der Kooperation entstand schon kurz nach der Gründung des CDR“, sagt Renate Lind-Krämer, die stellvertretende Leiterin des Frankfurter Drogenreferats. Die Stadt Frankfurt hätte damals schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken gespielt, solch eine Studie durchzuführen.

Renate Lind-Krämer gehört zu den Initiatorinnen der MoSyD-Studie. An der Schnittstelle zwischen Drogenreferat und Centre for Drug Research verfolgt sie die Erhebungen und die daraus ableitbaren Entwicklungen seit zehn Jahren intensiv. „Man kann nicht unbedingt nur von dem einen Glas sprechen, das jetzt halb leer oder halb voll ist“, sagt die Drogenexpertin. Es gebe, um im Bild zu bleiben, verschiedene Gläser. Man müsse die in der Studie beschriebenen Aspekte und Entwicklungen differenziert betrachten und könne nicht alles über einen Kamm scheren. Aber angesichts der deutlichen Zehnjahres-Trends in vielen Bereichen sei sie eher optimistisch und würde – zwar vorsichtig, aber immerhin – das sprichwörtliche Glas sogar „etwas voller als nur halb voll“ sehen.

Klischee Komatrinken

Die Studie umfasst rund 150 Seiten mit gut 70 Abbildungen und Tabellen. Hauptverantwortlicher CDR-Mitarbeiter für MoSyD ist Bernd Wersé. Der promovierte Sozialwissenschaftler gehört auch zu den Mitbegründern des Forschungsinstituts und den Initiatoren der Studie. Auch Wersé plädiert dafür, die Ergebnisse

differenziert zu betrachten und bei den Entwicklungen genau hinzuschauen – zum Beispiel was das so genannte Komasaufen angeht, ein vermeintlicher Trend und Medienhype der letzten Jahre. Der Begriff wurde 2007 in Österreich zum Unwort des Jahres gewählt, im Rechtschreibduden steht er erst seit 2009. Der Wissenschaftler Wersé ist ein gefragter Ansprechpartner für die Medien. Erst kürzlich wurde er vom „Spiegel“ zum Komasaufen befragt (für einen Artikel, der das angebliche Phänomen kritisch hinterfragte) und mit den Worten zitiert, dass Informationen über Alkohol natürlich wichtig seien, aber das Problem „massiv aufgebauscht“ werde.

„Das Klischee, dass sich immer mehr Jugendliche gezielt ins Koma trinken, hält sich hartnäckig“, so Wersé. Dabei gehe der regelmäßige Konsum von Alkohol bereits seit den 70er Jahren fast kontinuierlich zurück. Seine eigene Studie kann den Trend mit Blick auf das neue Jahrhundert bestätigen: Im Jahr 2002 hatten 78 Prozent der Befragten angegeben, im zurückliegenden Monat mindestens einmal Alkohol getrunken zu haben, zehn Jahre später waren es 68 Prozent. Die Anzahl derer, die im Vormonat mehr als zehn Mal Alkohol getrunken hatten, sank zwischen 2002 und 2011 von 18 auf 13 Prozent. Gleichzeitig verdoppelte sich die Zahl derjenigen, die nach eigenen Angaben noch nie in ihrem Leben Alkohol getrunken haben.

Ein Trend zu Abstinenz und relativer Maßhaltung ist allgemein zu beobachten. Bei der aktuellen Untersuchung gaben 26 Prozent der

Jugendlichen an, in den zurückliegenden 30 Tagen weder getrunken noch geraucht oder illegale Drogen konsumiert zu haben. Das bedeutet einen Anstieg der Ganz- oder Teil-Abstinenzler um 10 Prozent. Das Alter des Erstkontakts mit den als Drogen eingestuften legalen Substanzen stieg in den vergangenen zehn Jahren ebenfalls: Beim Tabak von 12,8 auf 13,5 Jahre, beim Alkohol von 12,9 auf 13,4 Jahre.

Und was ist nun mit dem Komatrinken? Auch hierzu gibt es empirisches Material. Die Stadt Frankfurt hat es in Ergänzung der MoSyD-Studie zusammengetragen. „Wir orientieren uns hierbei an der Anzahl der Jugendlichen, die so viel Alkohol trinken, dass sie mit gravierenden Vergiftungserscheinungen ins Krankenhaus eingewiesen werden“, so Renate Lind-Krämer. Eine Auswertung entsprechender Daten der Frankfurter Rettungsdienste ergab: Im Jahr 2010 mussten 137 Jugendliche unter 18 Jahren wegen einer so genannten Alkoholintoxikation stationär behandelt werden, im Jahr 2011 sank diese Zahl auf 125. Mindestens ebenso erwähnenswert wie der Rückgang der Klinikeinweisungen ist aber wohl folgende Beobachtung: Komasaufen scheint eben nicht „das gezielte Bechern bis zur Bewusstlosigkeit“ zu sein, wie es der „Spiegel“ entgegen der Grundaussage seines Artikels formulierte.

„Wir haben keine Hinweise, dass sich diese Jugendlichen in der Mehrzahl mit Vorsatz vergiften und bewusstlos trinken“, sagt der Sozialwissenschaftler Bernd Wersé. Auch bundesweite Untersuchungen zeigen, dass



Renate Lind-Krämer
und Dr. Bernd Wersé
mit der aktuellen
MoSyD-Studie

Jugendliche mit Alkoholvergiftungen häufig unerfahren im Umgang mit Bier, Wein und vor allem Spirituosen sind und die Wirkung schlichtweg unterschätzen. Im Rahmen der Frankfurter MoSyD-Studie werden regelmäßig auch professionell mit dem Drogenthema befasste Berufsgruppen zu ihren Erfahrungen und Einschätzungen befragt. Die Expertenrunde besteht unter anderem aus Vertretern der Drogen- und Suchthilfe, der Polizei und Staatsanwaltschaft und des Schulamts. Zum Thema der jugendlichen Komatrinker gaben die Experten für die aktuelle Studie zu Protokoll: „Nach wie vor handelt es sich bei dem Großteil der Betroffenen um Personen, die ansonsten keine riskanten oder gar intensiven Alkoholkonsummuster aufweisen und mithin nur eine geringe Gefährdung für alkoholbedingte Probleme aufweisen.“

Präventionsprojekte

Auch wenn wohl zu unterscheiden ist zwischen Jugendlichen, die sich einmal ahnungslos ins Koma trinken, und solchen, die regelmäßig große, aber nicht akut gefährliche Mengen konsumieren, nehmen die Frankfurter Wissenschaftler und Politiker das Koma-Phänomen keineswegs auf die leichte Schulter – auch damit aus Komatrinkern keine chronischen Intensivkonsumenten werden. Zu den Präventionsmaßnahmen, die von der Studie motiviert worden sind, gehört die Umsetzung des Projekts HaLT in Frankfurt. Das Kürzel steht für „Hart am Limit“ und bezeichnet ein Beratungsangebot für Minderjährige, die sich mit Alkohol vergiftet haben. „HaLT beginnt schon im Krankenhaus mit einem Beratungsgespräch, da nachgewiesenermaßen diese Form der Kurzintervention besonders effektiv ist“, sagt Renate Lind-Krämer vom Drogenreferat, das diese Maßnahme finanziert. Seit März 2011 wird das Projekt auch auf ganz Hessen ausgeweitet.

Das Drogenreferat kooperiert bei HaLT mit der Jugendberatung und Suchthilfe (JBS) mit Sitz am Frankfurter Merianplatz. Die JBS führt für das städtische Referat noch weitere Präventions- und Therapieprojekte durch, die sich ebenfalls direkt und indirekt auf die MoSyD-Erkenntnisse beziehen. Dazu gehören CaBS („Casemanagement und Beratung für cannabiskonsumierende Schülerinnen und Schüler“) und auch eine Fachberatung für

so genannte Verhaltenssuchte, in diesem Fall ein „Beratungsangebot für Menschen mit riskantem und exzessivem Bildschirmkonsum und deren Angehörige“. Dieses Projekt kann auch in Zusammenhang gesehen werden mit einem Befund der MoSyD-Studie, wonach Schüler, die intensiv Computerspiele betreiben – sie sind zu 97 Prozent männlich – auch häufiger Alkohol trinken und rauchen. Die Spielzeit an PCs und Playstations hat allerdings in den letzten Jahren ebenfalls eher ab als zugenommen.

Neben den Verhaltenssuchten – auch stoffungebundene Süchte genannt – geht es in der MoSyD-Studie auch darum, herauszufinden, warum Jugendliche denn überhaupt legale oder illegale Drogen konsumieren. Damit die Schüler möglichst wahrheitsgemäß antworten, lassen die standardisierten Fragebögen, die sie im Klassenzimmer ausfüllen, keine Rückschlüsse auf eine konkrete

Person zu. Auch werden die Lehrer gebeten, den Raum zu verlassen. „Um die Aufrichtigkeit abschätzen zu können, haben wir einige Kontrollfragen eingebaut, beispielsweise nach Drogen, die es gar nicht gibt“, sagt der wissenschaftliche MoSyD-Leiter Bernd Wersé. Einen Fragebogen, obwohl ja anonymisiert, mag er an Außenstehende nicht herausgeben – einen ausgefüllten schon gar nicht und auch kein Blankoformular.

„Ich nehme keine Drogen, weil ich meine Familie nicht enttäuschen will“, habe eine Schülerin in das Feld für abschließende, persönliche Anmerkungen geschrieben, so Wersé. Die weitaus meisten Angaben zur Konsummotivation stammen aus den vorgegebenen Antwortmöglichkeiten. In der Auswertung heißt es: „Unverändert gibt der überwiegende Teil der Drogenunerfahrenen ‚kein Interesse‘ als wesentlichen Grund für den Nichtkonsum illegaler Substanzen an. Häufiger als noch 2010 wurde in diesem Jahr ‚Angst vor gesundheitlichen Schäden‘ als Grund dafür genannt, bislang keine Drogen konsumiert zu haben.“ Rückläufig seien hingegen Gebrauchsmotive, die auf Assoziationen von Drogen mit jugendlichem „Gegengeist“ hindeuten würden.

Erstmals erhoben wurde in der aktuellen, jetzt im August erschienenen Studie der Zusammenhang zwischen Drogenkonsum und Familienverhältnissen. Die Ergebnisse sprechen für eine relevante Rolle des Elternhauses: Diejenigen Jugendlichen, denen die Eltern Grenzen setzen, deren Eltern wissen, wo sie sich aufhalten und die von ihren Eltern unterstützt werden, waren im letzten Monat seltener betrunken, haben seltener geraucht und probierten seltener Cannabis. Wenn Jugendliche dagegen unzufrieden sind mit ihrer familiären Situation, waren sie häufiger betrunken und probierten häufiger Cannabis aus.

Sozialwissenschaftliche Drogenforschung an der Goethe-Universität

Das Centre for Drug Research (CDR) wurde im Jahr 2001 an der Goethe-Universität gegründet. Es finanziert sich maßgeblich aus Drittmitteln und gehört zum Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung im Fachbereich Erziehungswissenschaften. Direktor und Mitbegründer des CDR ist der Soziologe Prof. Henner Hess, mittlerweile Hochschullehrer im Ruhestand. Die Arbeitsschwerpunkte des CDR mit Sitz an der Robert-Mayer-Straße liegen auf quantitativen Studien (Repräsentativerhebungen) und qualitativen Befragungen (Einzel- und Gruppeninterviews) zum Konsum legaler und illegaler Drogen. Das Themenspektrum reicht vom Alkohol- und Tabakkonsum bei Jugendlichen bis hin zu den sozialmedizinischen Problematiken in der „Junkieszene“.

Zu den Drittmittelgebern gehören neben dem Drogenreferat der Stadt Frankfurt auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und das Bundesgesundheitsministerium. Im Rahmen eines DFG-Projekts erforscht das CDR aktuell „Die Distribution illegaler Drogen“ in sozial unauffälligen Milieus. Für das Gesundheitsministerium entstand eine in der Fach- und Medienöffentlichkeit vielbeachtete Studie zu den so genannten „Legal Highs“. Bei der Erforschung des Konsums und der Verbreitung dieser neuen synthetischen Drogen spielt das Frankfurter Institut bundesweit eine Vorreiterrolle. Zu den vier festen Mitarbeitern des CDR zählt auch der Mitbegründer Dr. Bernd Wersé, hauptverantwortlich für MoSyD – Monitoring-System Drogentrends Frankfurt am Main. Co-Autoren der aktuellen Studie sind Christiane Bernard und Carsten Schell-Mack. Die Erhebung ist unter Mitarbeit von Dr. Cornelia Morgestern entstanden. Auswertungen der umfangreichen, nun zehn Jahre umfassenden MoSyD-Datensätze flossen bereits in mehrere Dissertationen ein. Das Centre for Drug Research ist auch in die Lehre am Fachbereich Erziehungswissenschaften eingebunden.

www.cdr-uni-frankfurt.de

Bundesweite Vorreiterrolle

Die MoSyD-Studie – das Monitoring-System Drogentrends in Frankfurt am Main – weist „diverse Alleinstellungsmerkmale auf“, schreibt Bernd Wersé im Vorwort zur aktuellen Ausgabe. Zum einen sei es „insbesondere in der Sozialwissenschaft sicherlich nur wenigen vergönnt“, ein durch Drittmittel gefördertes Forschungsprojekt im zehnten Jahr hintereinander durchführen zu können, so der Frankfurter Forscher, der an der Goethe-Universität promoviert wurde. Weitere Besonderheiten beziehen sich auf Inhalt und Aussagekraft der Studie, die bundesweit Modellcharakter hat. Nirgendwo sonst in Deutschland werden so akribisch Drogendaten gesammelt und wissenschaftlich ausgewertet. Zu MoSyD gehören neben der Schüler- und Expertenbefragung auch noch Erhebungen unter Szenekennern, so genannten Trendscouts, und, alle zwei Jahre und nächstes Jahr wieder, in der „offenen Drogenszene“, also dem Umfeld harter Drogen, in dem Heroin und Crack dominieren.

MoSyD sei, so Wersé, im nationalen Rahmen zu einer „einzigartigen Informationsquelle“ geworden. Die Frankfurter Erkenntnisse machen einen nicht unerheblichen Teil dessen aus, was aus Deutschland an die Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht in Lissabon gemeldet wird. Auf europäischer Ebene mit der MoSyD-Studie im Erkenntnisinteresse vergleichbar ist die „Europäische Schülerstudie zu Alkohol und anderen Drogen“ (European School Survey Project on Alcohol and Other Drugs – ESPAD). In Bezug auf Deutschland liegen nun nach zwei Jahren Erhebungspause wieder repräsentative ESPAD-Daten vor. Sie erlauben einen Vergleich der Drogenverbreitung zwischen Frankfurt und fünf Bundesländern: Bayern, Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen. Zu den Ergebnissen gehört, dass in Frankfurt und Berlin ähnlich oft zur Zigarette gegriffen wird – aber deutlich weniger als in den Flächenländern. Dort wird auch der meiste Alkohol getrunken. Den geringsten Promille-Konsum hatten die Frankfurter Jugendlichen. Großstädte scheinen also kein Drogen-Dorado zu sein, denn auch bei den so genannten harten Drogen liegt die Provinz leicht vorn.

Liegt es nun an den Erkenntnissen des Centre for Drug Research und den darauf aufbauenden Präventionsprojekten, dass gerade Frankfurt – eine Stadt mit traditionell zweifelhaftem Rauschmittelruf – vergleichsweise gut dasteht? MoSyD und die präventive Drogenpolitik mögen Bausteine dafür sein, sagt Renate Lind-Krämer. Der eingeschlagene Weg werde fortgesetzt und dabei auch die bewährte Kooperation mit der Goethe-Universität. Im Mittelpunkt stehe die Förderung der Risikokompetenz bei Jugendlichen; sie sollen lernen, sich zu informieren, Risiken zu hinterfragen und auch nein sagen zu können. „Uns kommt es vor allem auf einen selbstverantwortlichen Umgang an und weniger darauf, dass nun alle unbedingt abstinent leben“, so Renate Lind-Krämer. Und mit Bernd Wersé ist sie sich noch in einem weiteren Punkt einig. Dabei geht es nicht um die Frage, ob das Glas jetzt halb leer oder halb voll ist, sondern um eine gemeinsame pragmatische Einstellung: „Wir sind keine Moralapostel.“

Bernd Frye